

Hermann Hesse

Glück

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 344 der Bibliothek Suhrkamp

Mit Betrachtungen aus den Jahren 1947 bis 1961 gibt dieser Band eine Auswahl der schönsten Altersprosa Hermann Hesses. Bisher in Buchform unveröffentlicht sind die Texte literarischer Alltags ›Das gestrichene Wort‹, ›Zwei August-Erlebnisse‹ und ›Chinesische Legende‹.

»In diesem Stil«, schrieb Siegfried Melchinger, »ist die Reinheit von Beethovens letzten Quartetten.«

»Welche Grazie und welche Weisheit, wieviel humanes Gefühl!«

Hermann Kesten

Hermann Hesse
Glück

*Späte Prosa
Betrachtungen*

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2018

Suhrkamp Verlag Berlin

© der Texte aus »Beschwörungen«, Suhrkamp Verlag Berlin 1955

© der Texte aus »Gedenkblätter«,

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1962

© der Texte aus »Späte Prosa«, Suhrkamp Verlag Berlin 1951.

© der hier erstmals veröffentlichten Texte

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1973.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24173-8

Inhalt

Beschreibung einer Landschaft	7
Geheimnisse	23
Glück	42
Erlebnis auf einer Alp	57
Literarischer Alltag	60
Stunden am Schreibtisch	67
Das gestrichene Wort	76
Erinnerung an André Gide	82
Zwei August-Erlebnisse	89
Die Dohle	96
Über das Alter	106
Über das Wort »Brot«	110
Der Trauermarsch	114
Kaminfegerchen	125
Schreiben und Schriften	132
Chinesische Legende	142

Beschreibung einer Landschaft

Seit einer Woche wohne ich im Erdgeschoß der Villa, in einer mir ganz neuen Umgebung, einer mir neuen Landschaft, Gesellschaft und Kultur, und da ich vorerst inmitten dieser neuen Welt sehr allein bin und die herbstlichen Tage in der Stille meines hübschen großen Studierzimmers mir lang werden, beginne ich das Geduldspiel dieser Aufzeichnungen. Es ist eine Art von Arbeit, gibt meinen einsamen und leeren Tagen einen Anschein von Sinn und ist, zum mindesten, eine Beschäftigung, welche weniger Schaden stiftet als die wichtige und hochbezahlte Arbeit so vieler Menschen.

Mein Aufenthaltsort liegt ganz nahe der Kantons- und Sprachgrenze auf der welschen Seite. Ich bin hier Gast eines Freundes, der einer Heilanstalt vorsteht, und lebe dicht am Rande dieser Anstalt, die ich wohl bald unter der Führung des Arztes näher werde kennenlernen. Vorerst weiß ich wenig von ihr, nichts als daß sie auf dem ausgedehnten, mit schönen Parkanlagen bedeckten Grundstück liegt, einem ehemaligen Herrensitz, in einem gewaltig großen, schloßartigen, architektonisch schönen Gebäude, das mehrere Innenhöfe umschließt, und, wie man mir sagt, eine sehr große Zahl von Patienten, Wärtern, Ärzten, Pflegerinnen, Handwerkern und Angestellten beherbergt, und daß von allen diesen vielen Bewohnern für mich, der in einem der neuen Nebengebäude wohnt, so gut wie nichts zu sehen und zu hören ist. Das möchte wohl im Sommer anders sein, jetzt aber, im

November, sitzt niemand jemals auf einer der grünen Gartenbänke, und wenn ich täglich einige Male meinen kleinen Gang durch den Park mache oder ins große Haus hinübergehe, um etwas im Bureau zu fragen oder Post aufzugeben, dann begegnet mir in den Gartenwegen und in den hallenden Treppen, Korridoren, Kiesplätzen und Höfen höchstens einmal eine eilige Pflegerin oder ein Monteur oder Gärtnerbursche, und das riesige Gebäude liegt in vollkommener Stille, als wäre es unbewohnt.

Das weiträumige Anstaltsgebäude, unsre kleine Villa mit zwei Arztwohnungen, einige modernere Bauten, welche Küche, Wäschehaus, Garagen, Stallungen, Schreiner- und andere Werkstätten beherbergen, liegen samt der Gärtnerei mit großen Pflanzungen, Frühbeeten und Treibhäusern inmitten eines umfangreichen Parkes von großartigem, feudalem und auch ein wenig kokettem Gepräge. Dieser Park, dessen Terrassen, Wege und Treppen sich vom Herrenhaus nämlich gegen das See-Ufer senken, ist vorläufig, da ich größere Gänge nicht zu leisten vermag, meine Landschaft und Umwelt, ihm gehört vorerst der Hauptanteil meiner Aufmerksamkeit und Liebe. Jene, welche ihn gepflanzt haben, scheinen dabei von zwei Tendenzen, oder eher Passionen, geleitet worden zu sein: der Passion für malerisch-romantische Aufteilung des Raumes in Rasenflächen und Baumgruppen, und der andern Passion, nicht nur schöne und wohlgruppierte, sondern auch möglichst aparte, seltene und fremdländische Bäume zu pflanzen und zu hegen. Es scheint dies, soviel ich sehen kann, überhaupt auf den Herrschaftsgütern der Gegend Sitte gewesen zu sein, und

außerdem mochte der letzte Besitzer und Bewohner des Herrenhauses diese Liebhaberei für exotische Pflanzen aus Südamerika mitgebracht haben, wo er Plantagen besaß und Tabak exportierte. Obwohl nun diese beiden Passionen, die romantische und die botanische, einander gelegentlich widersprechen und in Streit miteinander geraten, ist doch der Versuch ihrer Versöhnung in mancher Hinsicht nahezu vollkommen geglückt, und beim Wandeln durch diesen Park findet man sich bald mehr von der Harmonie zwischen Pflanzung und Architektur, vom Reiz überraschender Durchblicke und edler Veduten, sei es auf die Seeweite hinaus oder auf die Schloßfassade zurück, angezogen und erfreut, bald mehr von den einzelnen Pflanzen, ihrer botanischen Interessantheit oder ihrem Alter oder ihrer Vitalität angerufen und zu näherem Betrachten des einzelnen verpflichtet. Das beginnt schon gleich beim Hause, wo auf der obersten, halbrunden Terrasse eine Anzahl südlicher Gewächse in großen Kübeln prangt, darunter ein mit prallen und leuchtenden kleinen Früchten reich behangener Orangenbaum, der keineswegs jenen schwächtigen, leidenden oder gar mißvergnügten Eindruck macht, den solche in ein ihnen unheimisches Klima versetzte Pflanzen aus anderen Breitegraden meistens erwecken, sondern mit seinem feist strotzenden Stamm, seiner rundgeschnittenen Krone und seinen goldenen Früchtlein durchaus zufrieden und gesund erscheint. Und nicht weit von ihm, etwas weiter abwärts schon und dem Ufer näher, fällt uns ein wunderliches, kräftiges Gewächs auf, eher Strauch als Baum, das aber nicht im Kübel, sondern im natürlichen Boden wurzelt, und

ganz ähnliche kleine harte Kugelfrüchte trägt. Es ist ein seltsames, ein höchst eigensinnig und wehrhaft in sich verknäueltes, undurchdringliches, vielstämmiges und vielästiges Dorngewächs, und die Früchte sind nicht so goldfarben wie jene Zwerg-Orangen. Es ist ein gewaltig großer, sehr alter Christdorn, und später trifft man im Weitergehen da und dort noch andere seinesgleichen an.

Neben einigen dem Taxus und der Zypresse verwandten Bäumen mit eindrucklichen und zum Teil bizarren Silhouetten steht da auch, einsam und vielleicht ein wenig melancholisch, aber kräftig und gesund, ein Affenbaum, in seine fehlerlose Symmetrie wie in einen Traum versunken, und trägt zum Zeichen, daß ihm seine Vereinsamung nichts anhaben könne, einige schwere massige Früchte an seinen obersten Zweigen. Zu diesen mit Bedacht einzeln in den Rasen gestellten und der Beachtung und Bewunderung gleichsam ausdrücklich empfohlenen Raritäten kommt auch noch, ebenfalls um die eigene Interessantheit gewissermaßen wissend und ein wenig der Unschuld beraubt, eine Anzahl von zwar nicht seltenen, aber durch Gärtnerkunst verwandelten, präziös und verträumt sich gebarenden Bäumen, vor allem Trauerweiden und Trauerbirken, vornehme langhaarige Prinzessinnen aus der sentimentalen Epoche, unter ihnen auch eine groteske Trauertanne, deren Stamm samt allen Ästen von einer gewissen Höhe an sich umbiegt und wieder den Wurzeln zustrebt. Es entsteht durch diese widernatürliche Umbiegung des Wachstums ein dichtes hängendes Dach, eine gewachsene Tannen-Hütte oder Höhle, in die ein Mensch

eintreten und in der er verschwinden und hausen kann, als wäre er die Nymphe dieses wunderlichen Baumes.

Zu den schönsten Bäumen unserer kostbaren Pflanzung gehören einige prachtvolle alte Zedern, die schönste von ihnen berührt mit ihren oberen Ästen die Krone einer starkstämmigen Eiche, des ältesten Baumes auf dem Grundstück, sie ist weit älter als Park und Haus. Auch einige wohl gedeihende Mammutbäume gibt es, mehr in die Breite als in die Höhe strebend, es mögen die oft heftigen und kalten Winde sie dazu nötigen. Für mich der herrlichste Baum des ganzen Parkes ist nicht einer der vornehmen Ausländer, sondern eine alte ehrwürdige Silberpappel von gewaltiger Größe, in geringer Höhe über der Erde in zwei mächtige Stämme sich teilend, deren jeder allein der Stolz eines Parkes sein könnte. Sie steht noch im vollen Laube, das vom Silbergrau über eine reiche Skala von bräunlichen, gelblichen, ja rosigen Tönen sich bis in ein schweres Dunkelgrau vertiefen kann, je nachdem Licht und Wind mit ihm spielen, dessen Farben aber stets etwas Metallenes, eine spröde Härte haben. Wenn in dieser riesigen Zwillingskrone ein kräftiger Wind spielt und der Himmel, wie es zuweilen in diesen frühen Novembertagen noch vorkommt, noch ein feuchtes, tiefes Sommerblau hat oder mit Wolken dunkel verhängt ist, ist es ein königliches Schauspiel. Dieser ehrwürdige Baum wäre eines Dichters wie Rilke und eines Malers wie Corot würdig.

Das Vorbild und Stil-Ideal dieses Parkes ist das englische, nicht das französische. Man hat eine scheinbar natürlich gewachsene, ursprüngliche Landschaft im

kleinen herstellen wollen, und stellenweise ist diese Täuschung beinahe geglückt. Aber schon die vorsichtige Rücksichtnahme auf die Architektur und die sorgfältige Behandlung des Geländes und seines Gefälles gegen den See zeigen aufs deutlichste, daß es sich doch eben nicht um Natur und Wildwuchs, sondern durchaus um Kultur, um Geist, um Willen und Zucht handelt. Und es gefällt mir gut, daß dies alles aus dem Park auch heute noch spricht. Er wäre möglicherweise schöner, wenn er ein wenig sich selbst überlassen, ein wenig vernachlässigt und verwildert wäre; es würde dann Gras auf den Wegen und Farn in den Ritzen der Steintreppen und Einfassungen wachsen, der Rasen wäre vermoost, die Zierbauten eingesunken, alles spräche vom Drang der Natur nach wahlloser Zeugung und wahllosem Verfall, es wäre der Wildnis und dem Gedanken des Todes der Zutritt in diese vornehm schöne Welt gestattet, man sähe Fallholz liegen, sähe die Leichen und Stümpfe gestorbener Bäume von moorigem Kleinwuchs überklettert. Aber nichts davon ist hier zu spüren. Der starke, genau und zäh planende Menscheng Geist und Kulturwille, der einst den Park entworfen und gepflanzt hat, beherrscht ihn noch heute, erhält und pflegt ihn und läßt der Wildnis, der Liederlichkeit, dem Tode keinen Schritt breit Raum. Es sprießt weder Gras auf den Wegen noch Moos im Rasen, es wird weder der Eiche gestattet, ihre Krone allzusehr in die nachbarliche Zeder hineinwachsen zu lassen, noch den Spalieren, den Zwerg- und Trauerbäumen, der Zucht zu vergessen und dem Gesetz zu entrinnen, nach dem sie gestaltet, beschnitten und gebogen worden sind. Und

wo ein Baum gefallen und abhanden gekommen ist, sei es durch Krankheit, Alter, Sturm oder Schneedruck, da hinterblieb nicht eine unordentliche Stätte des Todes und des chaotischen Nachwuchses, sondern es steht an Stelle des Gefallenen klein, hager und adrett, mit zwei, drei Zweigen und ein paar Blättern ein junger, neu gepflanzter Baum auf runder Scheibe, fügt sich gehorsam in die Ordnung ein und hat neben sich einen sauberen, starken Stab stehen, der ihn hält und schützt.

So hat hier ein Werk aristokratischer Kultur sich in eine völlig veränderte Zeit hinein erhalten, und der Wille des Stifters, jenes letzten Gutsherrn, der seinen Besitz einer wohltätigen Anstalt schenkte, wird respektiert und regiert noch immer. Es gehorcht ihm die hohe Eiche und Zeder wie der magere junge Pflänzling am Stabe, es gehorcht ihm die Silhouette jeder Baumgruppe, und es ehrt und verewigt ihn ein würdiger klassizistischer Denkstein auf der letzten Gartenterasse, die ein letzter weiter Rasenplatz vom Schilfufer und Wasser trennt. Und auch die einzige sichtbare Wunde, die eine brutale Zeit diesem schönen Mikrokosmos geschlagen hat, wird bald verschwinden und verheilen. Es mußte während des letzten Krieges eine der höher gelegenen Rasenflächen umgepflügt und zu Acker gemacht werden. Aber die leere Fläche wartet schon wieder auf Egge und Rechen, um das eingedrungene Rohe auszulöschen und wieder mit Rasen besät zu werden.

Nun habe ich dies und jenes über meinen schönen Park gesagt, und doch mehr vergessen, als was ich beschrieben habe. Ich bin den Ahornen und den Ka-

stanien ein Lob schuldig geblieben und habe die üppigen dickstämmigen Glyzinen der Innenhöfe nicht erwähnt, und noch vor ihnen allen hätte ich der wundervollen Ulmen gedenken sollen, deren schönste meiner Wohnung ganz nahe zwischen Villa und Hauptgebäude steht, jünger, aber höher als die ehrwürdige Eiche drüben. Dieser Ulmbaum kommt aus der Erde mit einem festen und dicken, aber von allem Beginn an nach Höhe und Schlankheit trachtenden Stamm, der dann nach kurzem energischem Anlauf in ein ganzes Volk von himmelwärts drängenden Ästen wie ein sich vielfach teilender Wasserstrahl auseinanderspritzt und sprießt, schlank, heiter und lichtbegierig, bis seine freudige Aufwärtsbewegung in einer hohen, schön gewölbten Krone zur Ruhe kommt.

Wenn nun in diesem geordneten und kultivierten Bezirk kein Raum für das Primitive und die Wildnis sich findet, so stoßen die beiden Welten doch an den Grenzen der Anlagen überall zusammen. Schon als sie gepflanzt und angelegt wurden, endeten ihre sanft abwärts führenden Wege im Sand und Sumpf des flachen Schilfufers, und in neueren Zeiten bekamen sie auf noch viel spürbarere Weise die ungezähmte und sich selbst überlassene Natur zur Nachbarin. Es wurde vor einigen Jahrzehnten infolge der Herstellung verbindender Kanäle zwischen den Seen der Gegend der Spiegel des hiesigen Sees um einige Meter gesenkt und damit ein breiter Streifen des einstigen Seerandes trockengelegt. Auf diesem Streifen nun überließ man, da man nichts mit ihm anzufangen wußte, die Natur sich selbst, und jetzt wuchert hier ein zum Teil noch sumpfiger, meilenlang sich hindehnender, struppiger

und etwas krüppeliger Wald, ein aus angefliegenen Samen gewachsener Dschungel von Erlen, Birken, Weiden, Pappeln und manchen anderen Bäumen, welche langsam diesen ehemaligen sandigen Seeboden in Waldboden verwandeln. Auch Eichengestrüpp zeigt sich darin hier und dort, das sich auf diesem Boden nicht eigentlich wohl zu fühlen scheint. Und ich könnte mir denken, daß im Sommer hier manche Riedgewächse blühen, daß hier silbernes Wollgras steht und jene hohen, gefiederten Orchideen, die ich von den Sumpfwiesen am Bodensee kenne. Auch vielen Tieren bietet dieser Wildwuchs Zuflucht, es nisten in ihm außer Enten und andern Schwimmvögeln auch Schnepfen, Brachvögel, Reiher und Kormorane, ich sah Schwäne fliegen und sah vorgestern aus diesem Gehölz zwei Rehe kommen und gemächlich in kleinen spielerischen Sprüngen eine der weiten Rasenflächen unsres Parks durchqueren.

Was ich nun hier wenn nicht beschrieben, so doch summarisch aufgezählt habe, der stattliche gepflegte Park samt dem primitiven Jungwald im feuchten Neulande scheint eine ganze Landschaft zu sein und ist doch nur die allernächste Umgebung unsres Hauses. Wandle ich in dieser Umgebung für eine Viertelstunde die Wege auf und ab, so ist sie in der Tat eine Einheit, eine begrenzte kleine Welt, die uns, so wie etwa eine Parkanlage in einer Großstadt, für eine Weile genügen, Freude machen und die übrige Natur ersetzen könnte. In Wirklichkeit aber ist dies alles, Park, Gärtnerei, Obstgärten und Waldgürtel, nur Vordergrund und Stufe, die in etwas viel Größeres und Einheitlicheres führt. Geht man die hübschen Wege vom

Hause abwärts unter den hohen Ulmen, Pappeln, Zedern hin, an den üppigen Kegeln der Wellingtonien vorbei, deren dicke, zimmetfarbene Stämme so warm und wohlgeborgen hinter dem Zelt der hängenden elastischen Äste ragen, am Affen- und Perückenbaum, an Trauerweiden und Christdorn vorüber zum Ufer hinab, dann steht man erst der echten und ewigen Landschaft gegenüber, deren Charakter nicht Hübschheit und Interessantheit, sondern Größe ist, einer weiten, offenen, einfachen, unabsehbar großen Landschaft. Hinter dem bräunlichen, im Winde wehenden und tanzenden Kleinwald des Uferschilfes dehnt sich manche Meile weit der See, himmelfarben bei stillem Wetter und dunkel blaugrün wie Gletschereis bei stürmischem, und jenseits (falls nicht wie an vielen Tagen das Jenseits im grauem und opalfarbenem Dunst verborgen bleibt) ziehen niedrige, langgestreckte Jura-Bergzüge ihre ruhigen, aber energischen Linien in den Himmel, der über dieser scheinbar beinahe flachen Weite unendlich groß ist. Seit meinen Bodensee-jahren habe ich nicht mehr in einer solchen Landschaft gelebt, das ist bald fünfunddreißig Jahre her. See- und Himmelsweite, Duft von Wasser und Tang, wehendes Schilf, Schreiten auf feuchtem Ufersand, über mir im unendlichen Himmel die Wolken und ein paar Vögel – wie sehr habe ich das einst geliebt! Seither habe ich, ohne es so recht zu wissen, immer in Landschaften etwas näher beim Hochgebirge gelebt, deren Charakter das Feste, genau Umrissene war, die nicht wie die hiesige vor allem aus Himmel, Luft, Dunst, Wind, Bewegung bestanden. Es ist mir zur Zeit nicht eben um das Grübeln und Deuten zu tun,

es ließe sich sonst über diese Rückkehr aus einer statischen in eine dynamische Welt manches Hübsche phantasieren. Da ist es denn nun wieder und spricht mich in unvergessener Sprache an, das Grenzenlose, Meerähnliche, Feuchte, Spiegelnde, sich Verschleiernde und Entschleiernde, ewig Veränderliche und Wechselnde einer Welt, in welcher Wasser und Himmel alles andre beherrschen. Lang stehe ich oft am Ufer, den Hut in der Hand und den Wind im Haar, von Klängen und Düften der Jugendzeit angeweht, gestellt und angeblickt von einer Welt, die mich dringlich an Vergangenes mahnt, die mich prüft und mustert wie ein Vater den von langer Wanderschaft heimkehrenden Sohn, ohne daß ich doch mein langes Ferngeblibensein als Untreue empfände. Stets scheint ja das Dauernde auf das Vergängliche mit einer Überlegenheit zu blicken, die zwischen Spott und Duldung schwebt, und so finde ich alter Mann mich vom Geist dieser feucht-kühlen Weite geprüft und gemustert, geduldet und ein wenig bespöttelt, ohne daß ich mich gedemütigt fühle. Es ist jede neue Begegnung mit der Erde und Natur von ähnlicher Art, wenigstens für unsereinen, für uns Künstler: unser Herz kommt dem Elementaren und scheinbar Ewigen willig und voll Liebe entgegen, schlägt mit dem Takt des Wellenganges, atmet mit dem Winde, fliegt mit den Wolken und Vögeln, fühlt Liebe und Dankbarkeit für die Schönheit der Lichte, Farben und Töne, weiß sich zu ihnen gehörig, ihnen verwandt, und bekommt doch niemals von der ewigen Erde, dem ewigen Himmel eine andre Antwort als eben jenen gelassenen, halb spöttischen Blick des Großen für das Kleine, des Al-

ten für das Kind, des Dauernden für das Vergängliche. Bis wir, sei es in Trotz oder Demut, in Stolz oder in Verzweiflung, dem Stummen die Sprache, dem Ewigen das Zeitliche und Sterbliche entgegenstemmen und aus dem Gefühl der Kleinheit und Vergänglichkeit das ebenso stolze wie verzweifelte Gefühl des Menschen wird, des abtrünnigsten, aber liebefähigsten, des jüngsten, aber wachsten, des verlorensten, aber leidensfähigsten Sohnes der Erde. Und siehe, unsre Ohnmacht ist gebrochen, wir sind weder klein noch trotzig mehr, wir begehren nicht mehr das Einswerden mit der Natur, sondern stellen ihrer Größe die unsre entgegen, ihrer Dauer unsre Wandelbarkeit, ihrer Stummheit unsre Sprache, ihrer scheinbaren Ewigkeit unser Wissen vom Tode, ihrer Gleichgültigkeit unser der Liebe und des Leidens fähiges Herz.

Ich habe nun, so könnte es scheinen, diese großartige und zauberhafte, in ihren herbstlichen Tönen wunderbar malerische Landschaft andeutend skizziert. Aber noch bin ich damit nicht fertig. Außer dem flachen, schwerbodigen Bauernland, den vielen Gärten und Parken, dem Ufer, dem See, dem beinahe um den ganzen Horizont reichenden Ring von Waldhügeln und langhin gestreckten Jura-Hügelketten gehört noch etwas zu ihrem Bestande, herrscht und spricht noch etwas in ihr mit: die Berge, die Alpen. An den meisten Tagen freilich sind sie um diese Jahreszeit nicht zu sehen, oder es ragt nur für eine halbe oder ganze Stunde etwa einmal jenseits der Hügelzüge etwas Weißes oder Blaues oder Rosiges auf, ein Dreieck oder Vieleck, scheint Wolke zu sein und verrät doch für Augenblicke seine andre Materie und

Struktur, rückt den weiten Horizont noch um ein beträchtliches weiter zurück und macht dennoch im selben Augenblick den Eindruck der Grenzenlosigkeit wieder zunichte, denn das Auge ahnt dort, durch das Blaue oder Rosige angedeutet, etwas Festes, eine Grenze, eine Mauer. Und zweimal sah ich gegen Abend nicht nur solche vage und vereinzelte Berggestalten sich flüchtig zeigen, sondern sah rötlich bestrahlt mit blauen Schattenseiten die mir so vertraute Bergreihe des Berner Oberlandes stehen, die Jungfrau in der Mitte. Sie zeichneten in jene Ferne, wo sich sonst über den Hügeln alles in Licht und Dunst und Himmel auflöst, eine Grenze, einen zwar sehr zarten doch entschiedenen Umriß, strahlten bis zum Sinken der Sonne in einem weichen lächelnden Licht und erloschen und verschwanden alsdann unversehens, und das Auge, so sehr es von ihnen entzückt und beschenkt worden war, vermißte sie nicht, so unirdisch und beinahe unwirklich war die holde Erscheinung gewesen. Nun aber kam ein Tag, an dem mir unverhofft ein ganz und gar anderes, neues, gewaltiges Bild der Alpen zu sehen bestimmt war. Es war Sonntag, ich hatte vor Tische den allzu kurzen Gang getan, den meine Kräfte mir erlauben, war sehr ermüdet zurückgekehrt, hatte zu Mittag gegessen, mich der Schuhe entledigt und auf den Diwan gelegt, hatte einige seit Tagen wartende Briefe und dann eines der Grimmschen Märchen gelesen (o! mit wie vielen seit einem Jahrhundert unverwelkt fortblühenden Gaben haben diese beiden Brüder ihr Volk beschenkt!), hatte begonnen, mir die Antwort auf einen der Briefe zu überlegen, war aber nicht weit damit gekommen, son-